

## Baugeschichte Basels im XVI. Jahrhundert

Autor(en): Albert Burckhardt-Finsler

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1886

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/15c83536-b05e-4fbb-b60a-815a96cc1c17>

### Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform [www.baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

### Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

# Baugeschichte Basels im XVI. Jahrhundert.

Von Dr. Albert Burckhardt.

## I. Theil.

Der Zeitraum baugeschichtlicher Entwicklung, dessen nähere Betrachtung in den folgenden Seiten erfolgen soll, hat im Allgemeinen einen guten Namen; Gelehrte und Ungelehrte stellen das XVI. Jahrhundert obenan, was deutsches Wirken und deutsche Kunst anbetrifft. Namen wie Holbein und Dürer, Reuchlin und Erasmus verbreiten einen solchen Glanz, daß allerdings diese Zeit des deutschen Humanismus und der deutschen Renaissance von Jedermann mit ungetheilter Bewunderung angestaunt wird, und wehe dem, der besonders in unsern Jahrzehnten nicht einstimmt in den allgemeinen Jubel und mitschwärmt in der patriotischen Begeisterung für eine Geschmacksrichtung, welche ihrerseits wieder eine Renaissance in den Bier- und Weinstuben aller größern deutschen Städte feiert. Die Gothik ist der Stil des katholisch-hierarchischen Mittelalters, die Renaissance hingegen der künstlerische Ausdruck für Geisterbefreiung, für Reformation und Bürgerthum. Die ersten Geschichtsschreiber der deutschen Renaissance schlagen diesen Ton an, wobei dann allerdings sogleich zugegeben wird, daß in der Zeit des Kampfes, in der Zeit der Hochblüthe des geistigen Lebens die Kunst eine ziemlich geringe Beachtung findet durch die Helden des Geistes; daß des Erasmus Hauptinter-

esse an der damaligen Malerei das gewesen sei, sein liebes eigenes Bild so genau als möglich durch Holbeins, oder Dürers Pinsel der Nachwelt überliefert zu sehen. Und doch ist es die Malerei mit ihren dienenden Künsten in allererster Linie, welche auf jenes unbedingte Lob der Vollendung im XVI. Jahrhundert mit Recht Anspruch erheben kann, ihr gesellt sich bei die Sculptur in allen ihren durch Zweck und Material bestimmten verschiedenen Anwendungen. Von diesen beiden Künsten wollen wir es mit Freuden und Dank anerkennen, das XVI. Jahrhundert war für sie eine Zeit der Befreiung, eine Zeit des höchsten Schaffens und Erfindens, wobei sich der deutsche Geist in glänzendster Weise betheiligte. Doch gar zu schnell war diese Gnadenzeit vorbei, wenige Augen schlossen sich, und der Rückschritt war gegebene Thatsache, die deutsche Renaissance ist eben in erster Linie von den deutschen, durch Italien beeinflussten Künstlern ausgegangen und hat auf diesem Umwege die Herzen des Volkes sich erobert, ganz anders war es mit den mittelalterlichen Stilen, welche vom Volke als solchem ausgehen, wobei die Künstler als solche zurücktreten, und da das Bauwerk, harmonisch ausgestattet durch die Schöpfungen der Malerei und Sculptur, im höchsten Sinne des Wortes das Gemeingut Aller ist.

Ebenso verhielt es sich mit den Werken der Renaissance jenseits der Alpen. „Während in Italien, bemerkt Lübke, die Kunst ein gemeinsames Interesse der ganzen Nation ist, so daß alle Stände, alle Lebenskreise daran schaffend und fördernd Theil nehmen, während in Frankreich die Renaissance in erster Linie nur eine Angelegenheit des Hofes bleibt und durch die Fürsten herbeigeführt und gepflegt wird, geht sie in Deutschland ausschließlich aus den Kreisen der Künstler, also aus den bürgerlichen Sphären hervor.“ Und da möchte ich mir gerne

ein zweites „also“ noch anzuschließen erlauben, also ist die Renaissance in Deutschland nie vollkommen die Kunst des deutschen Volkes, sondern immer mehr die Kunst derjenigen gewesen, welche in Folge ausländischer Einflüsse und höherer ästhetischer Inspiration sich von der Menge unterschieden und für ihr Herz und Auge etwas Besonderes, etwas Besseres glaubten beanspruchen zu dürfen. Daher denn auch die Zähigkeit, mit welcher an den alten Formen festgehalten wurde das ganze XVI. Jahrhundert hindurch. Die obern Schichten der Bevölkerung allerdings wollten keine gothischen Geräthe mehr; der reiche Augsburger Kaufmann kannte die Erzeugnisse Venedigs, und die Fürsten Deutschlands blickten nach den Kostbarkeiten, welche die französische Kunstindustrie dem glanz- und prunkliebenden Haupte der Nation, dem König Franz darzubieten wußte. Wo aber solche Voraussetzungen nicht vorhanden waren, da wurde im gewohnten Geschmacke, hauptsächlich von den weniger gereizten Handwerkern, Schlossern und Tischlern, weiter gearbeitet, und erst im XVII. Jahrhundert fand der vollständige Bruch mit der Gothik statt. Nicht die Reformation und der Humanismus, sondern der dreißigjährige Krieg hat der Gothik das Grab gegraben, aus dem sie nicht wieder erstanden ist.

Und nun wie steht es mit der Architektur, der Führerin und Königin der bildenden Künste. Jedenfalls fängt die deutsche Renaissance-Architektur erst mit der zweiten Hälfte des Jahrhunderts an, oder suchen wir diese Aenderung auf dem Gebiete der Baukunst in Verbindung zu bringen mit einem folgenschweren politischen Ereigniß erst mit dem Augsburger Religionsfrieden. Dieser Abschluß des ersten Zeitraumes der deutschen Religionskriege ermöglichte erst den Fürsten sowohl als den Städten eine größere bauliche Thätigkeit, und da sehen

wir denn besonders in den Residenzstädten neue Bauten entstehen, welche entschieden den Stempel des neuen Stiles tragen, ohne jedoch den früheren gothischen Geschmack auch nur oberflächlich verleugnen zu können. Die Giebel, welche einst dem Ott-Heinrichsbau aufgesetzt waren, und die stark betonte Vertikalrichtung an dem erst 1601 begonnenen Friedrichsbau des Schlosses zu Heidelberg sprechen zu deutlich dafür, daß trotz allen Ornamenten, Pilastern und Gesimsen, Karyatiden und Hermen eben doch die Gothik noch nicht vollkommen überwunden war; ja die Gewöhnung an den alten Stil war eine so zähe, daß die Decke der Kapelle im Erdgeschoße noch vollständig gothisch eingewölbt ist, und das am Anfang des XVII. Jahrhunderts, als der Barock schon vor der Thüre stand. Heidelberg ist ein Monument, welches deutlich genug spricht, andere Beispiele lassen sich noch in Menge erbringen. Die Bauten von Stuttgart, das alte Schloß seit 1553, die Bauten von Nürnberg, das Tucher'sche Haus von 1533 und nicht minder die Bauten des Nordens in Bremen und Lübeck können als Belege des Gesagten gelten. Ueberall findet sich dieselbe Thatsache. Gothisch gedacht sind Grundriß und Aufriß, einzig und allein die Ausführung ist eine dem neuen Stile entsprechende. Am Detail siegt die Renaissance jedoch, sie kommt aber nirgends durchgängig zur Herrschaft und giebt daher diesen Bauten oft den Charakter des Unruhigen, verleiht ihnen aber zugleich jenen Reiz des Muntern und Launenhaften, des Anregenden und Ueberraschenden, welcher nur von Stilthyraunen schlimmster Sorte nicht mit empfunden wird.

Dieses sind also die Voraussetzungen, von denen ausgehend wir an die architektonischen Leistungen unsrer Vaterstadt im XVI. Jahrhundert herantreten. Eine Demüthigung wird uns hier erspart, welche bei Behandlung mittelalterlicher Kunst

in der Schweiz muß vorangeschickt werden, nämlich der Excurs, daß unsere einheimische Kunst eine so verspätete und ärmliche sei, daß sie so ganz an der Peripherie liege und von dem Centrum nur spärlich mit hegenden und wärmenden Lichtstrahlen sei bedacht worden. Dieses Bangemachen gilt für die Schweiz des XVI. Jahrhunderts und vorab für Basel nicht mehr. Das Land ist selbst ein Centrum geworden in mehr als einer Hinsicht, ein Mittelpunkt politischer Freiheit, religiöser Selbstständigkeit, wirthschaftlichen Lebens, und nicht zum mindesten materiellen Wohlergehens. Lassen wir also bei Betrachtung der Kunstwerke des XVI. Jahrhunderts die Bescheidenheit von vorne herein bei Seite, und denken wir stets daran, daß in diesen Beziehungen die Schweiz den deutschen Ländern durchaus ebenbürtig zur Seite steht, ja in vielen Dingen vorangeht.

Mit dieser Zuversichtlichkeit ausgerüstet, betreten wir nun das Basel des XVI. Jahrhunderts, es sind die Straßen, welche Holbein durchzogen hat, es sind die Häuser, in welchen Männer wie Sebastian Münster und Vesalius gelebt und gearbeitet haben, es sind die Zünfte, von denen aus die Neuerung des Glaubens ausgegangen ist, es ist das Rathhaus, in welchem in gefährlichen Tagen das Wohl der Vaterstadt behauptet und gefördert wurde, es sind endlich die Mauern und Thürme, welche Basel mehr als einmal vor der Bauern Wuth, wie vor fremder Räuber Gier beschützt haben.

Die soeben gemachten Bemerkungen geben uns auch den Faden in die Hand, wonach wir unsern zu behandelnden Stoff ordnen wollen. Zuerst also soll nach einigen allgemeinen Betrachtungen die Rede sein von der kirchlichen Bauthätigkeit, welche allerdings eine sehr spärliche gewesen ist, dann von der Bauthätigkeit auf profanem Gebiete, wobei zunächst die Arbeiten der Obrigkeit, dann die der Zünfte und schließlich die der einzelnen

Bürger sollen behandelt werden. Als Anfangsjahr nehme ich 1508, das Datum des Rathhausbaus, und als Endziel das Jahr 1618, den Beginn des dreißigjährigen Krieges, wobei ich allerdings mehr als einmal nicht so ganz genau werde die Grenze einhalten können. Auch wird öfters müssen ein Seitenblick auf die Malerei und die Sculptur geworfen werden, in den Fällen eben, wo diese Künste mitgeholfen haben, das architektonische Ganze herrlicher und reicher zu gestalten.

Die Stadt Basel galt im XVI. Jahrhundert eher für eine schöne Stadt, und das ständige Epitheton „incolyta“ scheint nicht nur auf die geistigen Capacitäten der Einwohner, sondern auch auf die äußere Gestalt der Stadt sich zu beziehen. Daß Einheimische und solche Fremde, welche hier nach langen Irrfahrten und wohl gar Verfolgungen ein freundliches Heim gefunden haben, das Lob der Stadt singen, kann begreiflich, ja sogar selbstverständlich erscheinen, allein sie sind nicht die einzigen. So schreibt der Zürcher Stumpf, der weiter keine intimern Beziehungen zu Basel besaß, folgendes über unsere Vaterstadt: „So wir auch dieser stadt liebliche gelegenheit wasser und gute brunnen, so mehrtheils darin entspringen, item ir große herrliche gebäu, weite und saubere gassen, herrliche tempel zc. eigentlich besehend, werden wir warlich sie für eine künigliche und des namens wol würdig erkennen.“

Auch Michel de Montaigne nennt in seinem Reisetagebuch Basel „une belle ville de la grandeur de Blois ou environ“. Ganz anders aber lautet die Geschichte, wenn wir die Verse eines begabten Lobredners wie des Neucletius Doschius in seiner „Basilea Helvetiorum Ecpbasis“ zu Rathe ziehen: „Salve igitur vere urbs Augusta et regia vere, Quae caput Helveticas inter tantum erigis urbeis Quantum inter cunctas olim extulit aurea Roma.“

„Sei mir gegrüßt o Stadt du Königin, wahre Augusta,  
Stolz erhebst du das Haupt im Kreise helvetischer Städte,  
Wie unter allen dereinst dastand die goldene Roma.“

Ferner dürfen wir annehmen, daß jenes ausgiebige Lob, welches einst im XVI. Jahrhundert Aeneas Silvius unserer Stadt gespendet hat, auch für diese spätere Zeit noch seine Berechtigung hatte. Das gute Aussehen der Stadt ist in erster Linie bedingt durch den unleugbaren Wohlstand Basels, durch den Reichthum vieler seiner Bürger. Es ist ja keine Ueberhebung, aber eine historisch belegte Thatsache, daß mehr als ein Stück der heutigen Eidgenossenschaft im XV. Jahrhundert mit Basler Geld ist gekauft worden. In Basel holte man und entlehnte man ansehnliche Summen damals so gut wie zu unsern Tagen; die alten Staatsrechnungen mehrerer Kantone könnten hierüber genügenden Aufschluß geben.

Kein Wunder, wenn sich dieser Reichthum auch im äußern Charakter der Stadt aussprach. Ferner kam hinzu, daß nach dem Erdbeben fast die ganze Stadt von Grund aus ist neu aufgebaut worden, und endlich wurden zu Ende des XIV. Jahrhunderts die neuen Befestigungen so weit hinausgeschoben, daß Luft und Licht in Menge einströmen konnten, und man auch nicht genöthigt war, die Gassen allzu eng zu bauen. Natürlich giebt es hievon Ausnahmen, und der Umstand, daß an einigen Stellen der Eijengasse bis zum Jahre 1840 nicht zwei Wagen neben einander passiren konnten, scheint das Gesagte deutlich zu widerlegen. Jedoch das waren nur Ausnahmen, und ferner ist immer zu bedenken, daß man in frühern Zeiten in seinen Ansprüchen bezüglich Straßenbreite lange nicht so weit gieng. Man schaue sich einmal die alten Hauptgassen Zürichs an, die Niederdorf-, Münster- und Oberdorf-gasse, da ist unsere Freiestraße ein wahrer Corso dagegen. Ein anderes

Beispiel will ich noch aus dem vorigen Jahrhundert anführen, auch hier lasse ich einen Zürcher, den berühmten und geschickten Topographen David Herrliberger sprechen. Derselbe erzählt uns im zweiten Band seiner 1758 zu Basel erschienenen eidgenössischen Topographie folgendes: „Jedermann weiß, wie enge und schmal allerorten die Straßen sind, wo die ersten Wohnplätze waren, hier nun (d. h. am Birsig) war auch eine solche das Cronengäßlin genannt, dessen anstoßende Häuser auf beiden Seiten erst vor einem Jahr von der hohen Obrigkeit erkauft, abgerissen und dadurch eine sehr schöne und bequeme breite Straße angelegt worden.“ Endlich ist nicht zu vergessen, daß der Fahrverkehr in der Stadt ein sehr geringer gewesen ist. Einmal war bei dem damaligen Stand der Landstraßen die Schifffahrt auf dem Rhein sowohl für den Personen- als den Güterverkehr von größter Bedeutung, Lastwagen kamen also in viel geringerer Anzahl in die Stadt. Ferner befanden sich die Wirthshäuser und Absteigquartiere für die Bauern, welche die Erzeugnisse des Bodens auf der Achse in die Stadt brachten, draußen in den Vorstädten. In der innern Stadt stand allerdings das Kaufhaus, der Mittelpunkt des Verkehrs, dieses hatte jedoch den Vortheil, zwei Eingänge zu besitzen, so daß auch hier eine Theilung der Zufuhr konnte bewerkstelligt werden. Endlich besaß weder die Aristokratie noch die Bürgerschaft diese Menge von Kutschen und Chaischen und sonstiger bestimmbarer und unbestimmbarer Vehikel wie heutzutage. Das Luxusfahren war überhaupt damals ein noch unbekanntes Vergnügen. Wollte man nicht zu Fuß gehen, so wurde das Pferd gesattelt. Junker und Edelfrauen, Bürgerleute und Geistliche ritten durch die Stadt und über Land, so daß nur in Noth- und Ausnahmefällen angespannt wurde. Daß übrigens nicht allzuviel in der Stadt gefahren wurde, kam auch dem Pflaster

zu gut, welches sicherlich auch schon damals kein sehr vorzügliches wird gewesen sein. Einzelne Gassen entbehrten eines solchen vollständig, so wurde die Nebgasse im Kleinbasel erst um 1546 mit Kieselsteinen besetzt. Trotz alledem war das Leben und Treiben in jener Zeit ein viel bunteres und viel malerischeres. Dafür sorgte schon die kleidsamere und weniger farbenscheue Tracht des Jahrhunderts. Federn auf dem Barett, ein rother Mantel und gelbe Hosen, goldgestickter Kragen und damastne Kleider mit breitem Sammt- oder Pelzbesatz, das sah ganz anders aus als unsere Tracht, da alles daherkommt wie von einem Leichengeleite. Und unter die Bürger mischten sich die Fremden mit ihren besondern Auszeichnungen und Kennzeichen, der Jude mit seiner eigenthümlichen Kleidung, der fremde Kriegermann in einem so zerschnittenen und geschlizten Aufzug, daß fromme Reformatoren und weise Landesväter oft und viel den Kopf schütteln mußten, der Adel von den benachbarten Schlössern, der mit Zähigkeit an seinem Standescostüme hielt, mochte sich auch an demselben in mehr als einer Hinsicht die vergoldete Misere nicht mehr verbergen lassen. Die Geistlichkeit der Umgebung, Pröpste und Aebte, die lustige Aebtissin von Olsberg, Katharina von Herlisberg, und der schützenfröhliche Comthur der Johanniter, Herr Hartmann Schenk zu Schweinsberg, alle stellten sich hier ein und trugen mit bei zu dem heitern Leben, dessen sich auch Basel trotz der Reformation noch im XVI. Jahrhundert rühmen durfte. Und bunt wie das Leben, das sich in den Gassen bewegte, waren diese selbst; auch hier wurde das Auge durch einen Farbensinn erfreut, der erst in neuester Zeit in Basel in Bezug auf Häuseranstrich wieder einigermaßen zur Geltung kommt. Jedoch nicht nur rothe Thüren und Fenstereinfassungen und grüne Läden brachten diese frohe Abwechslung hervor, sondern

vor allem die vielen Malereien, welche die einzelnen Häuser schmückten. Die „*lautae aedes*“ und die „*pictae domus*“, welche der vorhin citirte Doschius erwähnt, sollen noch später zur Besprechung kommen, sie bildeten einen Hauptschmuck und zugleich eine Haupteigenthümlichkeit des alten Basels.

Verlassen wir jetzt das Gewühl der Gassen und richten wir unsere Schritte hinauf zum ersten Bauwerk aller Zeiten, zu unserem Münster, um zu sehen, was hier im XVI. Jahrhundert gearbeitet wurde. In die erste Zeit fällt die Vollendung des zweiten Thurmes, während noch Schedel in seiner 1493 zu Nürnberg erschienenen Chronik den Krahn auf das Münster zeichnen mußte, können seine Nachfolger, Sebastian Münster, Stumpf und Wurstisen die beiden Thürme als vollendet eintragen; am 23. Juli des Jahres 1500 nämlich wurde die Kreuzblume des St. Martinsthurmes aufgesetzt und vergossen durch Meister Remigius Fäsch, einen Helden der Spätgothik, wie er das auch zu Thann deutlich dargethan hat. Von weitem baulichen Veränderungen erfahren wir nichts, wir müßten denn hieher zählen die Umgestaltungen, welche unser Münster durch den Bildersturm und die Einführung des protestantischen Cultus erlitt. Es sind dies Dinge, welche zwar die Architektur des Münsters weniger betreffen, welche aber dem architektonischen Ganzen beträchtlichen Schaden zugefügt haben, ich erinnere nur an die Beseitigung des Tympanons und an die Verstümmelung vieler Statuen, wodurch der Charakter protestantischer Kahlheit und Nüchternheit dem Gebäude wenigstens theilweise ist aufgedrückt worden. Waren einmal beim Ausbruch der ersten Wuth die Gegenstände, welche hauptsächlich an den alten Glauben erinnerten, zererschlagen und verbrannt, so wurden in der Folgezeit der noch vorhandene Rest und der Bau an sich vor weiterer Zerstörung gesichert. Die Orgel

durfte in dem Schiffe bleiben, obschon sie nicht mehr gespielt wurde, und alle Glocken durften weiter in den Thürmen hangen, obschon die meisten und die größten von ihnen nicht mehr zum Gottesdienst einluden. Es ist das Hauptverdienst des lutherisierenden Antistes Simon Sulzer, wenigstens in dieser Hinsicht den zwinglianischen Bann, der bisher auf diesen Instrumenten gelastet hat, gebrochen zu haben, sodaß — um mich der Worte unseres Chronisten Christian Wurstisen zu bedienen — „fort- hin alle hohen Festtag, nämlich zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten diese zween großen Kübel zusammen läuten sollen, welches zuvor seit unserer christlichen Reformation nicht gebräuchig gewesen.“ Die Orgel wurde zum ersten Male wieder benützt 1561, was unserem Chronisten zu der Bemerkung Anlaß giebt: „Mit welchen nichtigen Elementen gehen wir um, da wir uns vielmehr bemühen sollten, Aufsehens zu haben, daß die Lehre in der Kirche nach Gottes Wort gestimmt wäre und die Pfeifen unseres Lebens in rechter Harmonie giengen.“ Kleinere bauliche Veränderungen waren etwa noch die Aufstellung des Altares zum Gebrauch des Abendmahles, die Entfernung einer Anzahl gemalter Scheiben und anderer Kleinigkeiten mehr. Eine durchgreifende Restauration fand aber zu Ende des Jahrhunderts statt; über diese brauche ich mich jedoch nicht weiter zu verbreiten, da dies in erschöpfender Weise schon durch meinen Freund Wackernagel im ersten Hefte der Beiträge zur Geschichte des Basler Münsterbauvereins geschehen ist. Ich erinnere hier nur an den Umstand, daß Hans Bock allegorische Figuren bei der Münsteruhr anbrachte, welche den Unwillen des Antistes Jacob Grynäus hervorriefen und auf das Betreiben des eifrigen Kirchenfürsten mußten entfernt werden. Die Restauration begann 1595 mit der Ausbesserung des Kreuzganges und des Auditoriums, des spätern Betsaales.

Dann schritt man zum Münster selbst vor, wobei sich wieder ein langer Streit erhob, ob die Reiterstatuen der Fagade als Idola, Götzenbilder zu betrachten seien, ein Streit der Götter, der schließlich mit der Metamorphose des unschuldigen Bettlers beim h. Martinus in einen Baumstrunk endigte. Dann erfolgen noch einige Arbeiten im Innern, Ausbessern schadhafter Stellen am Gewölbe und an den Mauern, Bemalen und Verglasen u. a. m. Eine wesentliche Aenderung ist dadurch nicht bezweckt und zum Glück auch nicht durchgeführt worden. Hingegen erhielt ein Jahr nach dieser Restauration das Münster eine Bereicherung, an welcher der Triumph der Renaissance recht deutlich erkennbar ist, es sind dies die jetzt zu St. Martin aufgestellten Häupterstühle, das Werk der drei Holzschneider Conrad Gyger, Hans Walthier und Franz Pergo. Ich darf wohl hier auf das hinweisen, was Heyne in seinem Führer durch die mittelalterliche Sammlung auf Seite 22 erwähnt, sowie auf die Bemerkungen, welche sich in einer ausführlichen Besprechung der historischen Kunstausstellung von 1878 vorfinden. Ein glänzendes Werk, vollständig architektonisch aufgebaut, wobei der Sculptur noch nicht eine allgemeine Ueberwucherung der Constructionsglieder gestattet ist, gehören diese Häupterstühle zu den besten Arbeiten schweizerischer Renaissance, und dürfen sich auch neben den berühmten Wettinger Stühlen wohl sehen lassen, besonders da letztere schon mehr an dem eben gerügten Uebel leiden. Hier wären auch noch die Grabdenkmäler zu erwähnen, welche im Laufe des XVI. Jahrhunderts sowohl in der Kirche als in den Kreuzgängen sind aufgehängt worden. Dieses Gebiet wurde nun ebenfalls der Renaissance überlassen, und es befinden sich hier einige Epitaphia, welche geradezu den besten Leistungen dieser Zeit nahe kommen. Die schönsten derselben, zugleich auch diejenigen der berühmte-

sten Männer, finden sich jetzt im kleinen Kreuzgange zusammengestellt, so dasjenige des Cölius Curio mit seiner schönen Inschrift von 1569, dann dasjenige seiner Tochter, das des Michael Tsengrin von 1557 und vor allem das großartige Renaissance monument des jungen Vitus Christophorus Welzer, Herrn zu Frauenstein und Nusberg von 1587, welches ebenso sehr durch seine harmonische Anordnung, als durch seinen edeln Reichthum sich auszeichnet. Allein trotz alledem ist auch auf diesem Gebiete die Gothik nicht vollkommen aus dem Felde geschlagen, denn als im Jahre 1563 der erstgeborene Basler Eidgenosse Hieronymus Froben, des Buchdruckers Sohn und des Bürgermeisters Theodor Brand Schwiegersohn am 12. März starb, wurde ihm von seinen Söhnen Ambrosius und Aurelius ein Grabmal gestiftet, welches noch vollständig die gothischen Formen aufweist. Die gebogenen Fialen und die fein gearbeiteten Krabben und Kreuzblumen legen wieder einmal Zeugniß ab, daß der alte Stil noch lange nicht abgestorben oder unbrauchbar geworden ist, und daß auch jetzt noch eine seiner Schöpfungen, wenn schon nicht ein Figurenreichthum wie beim Utenheimer Denkmal von 1501 ist angebracht worden, mit den Denkmälern des neuen Stiles in gleiche Reihe treten darf.

Doch lassen wir nun das Münster mit seinen Anbauten, und schauen wir, wie sich im Uebrigen die bauliche Thätigkeit auf kirchlichem Gebiet entwickelt hat. Daß die Stadt Basel, nachdem mindestens zehn Klöster und Stifter aufgehoben worden waren, keiner weitem kirchlichen Gebäude bedurfte, liegt auf der Hand, so daß die deutsche Renaissance nicht in den Fall kam, ein Probestück ihres Vermögens im Kirchenbau abzulegen, wie sie es in unübertrefflicher Weise in der Hofkirche zu St. Michael in München geleistet hat. Es wurde etwa

aus dieser Thatsache des Nichtbauens auf kirchlichem Gebiete der Schluß gezogen, der Protestantismus sei überhaupt der Kunst als solcher abhold gewesen, allein wie mir scheint durchaus mit Unrecht. Die Sculptur freilich die wurde von der neuen Kirche von Anfang an mit großem Mißtrauen behandelt, und Zwingli hätte wohl auch die Malerei gerne preisgegeben, war doch in Zürich auch den Privatleuten der Besitz von Bildern und Gemälden verboten, und wurden daselbst die hauptsächlich mit Sculpturen reich ausgestatteten Sacramentshäuschen glatt und sauber abgebrochen und die Löcher vermauert. Auch Carlstadt äußert sich: „Es wäre tausendmal besser, die Bilder stünden in der Hölle oder im feurichten Ofen, denn in Gotteshäusern“ und „Bildnisse sind gränlich, daraus folget, daß wir auch gränlich werden, die wir sie lieben.“ Luther allerdings war in diesem Punkte bedeutend milder, und so schließe ich mich gerne dem Urtheile Lückes an, welcher sagt: „daß aber im Princip die reformatorische Geistesrichtung dem künstlerischen Schaffen auch auf religiösem Gebiete nicht feindlich war, beweist vor allem Dürer . . . und nicht weniger Lucas Cranach mit seinen Altarbildern zu Wittenberg und Weimar“. In der Basler Reformationsordnung von 1529 freilich heißt es mit dürren Worten: „Wir habend in unsern Kilchen zu Stadt und Land kein Bilder in ansehen, daß die vornaher vil Anreizung zur Abgöttereien geben, darumb sie auch Gott so hoch verboten und alle die verflucht hat, so Bilder machen.“ Daß die weltliche Gewalt diesen Satz nicht bis zur äußersten Consequenz wollte angewendet wissen, beweist der oben erwähnte Streit mit der Geistlichkeit wegen des St. Jörg und St. Martin. Neue Gotteshäuser wurden jedoch in dieser Epoche nicht erstellt, und alles, was in dieser Hinsicht positives geschah, bezieht sich auf die nothwendigsten Reparaturen, da die kirch-

lichen Gebäude zum großen Theil von ihren frühern klösterlichen Besitzern nicht scheinen in besonders gutem Stand erhalten worden zu sein. Eine größere Toleranz in Bezug auf den alten Kirchenschmuck wurde in der Karthause geübt, wo die letzten Reste des katholischen Cultus erst mit dem Bezug des Waisenhauses, d. h. im Jahre 1669 größtentheils verschwanden. Die Kirche wurde nicht mehr benützt, einige hochangesehene Familien wie die Amerbache hatten darin ihr Erbbegräbniß, überhaupt mußte man sich hier aus verschiedenen Rücksichten einer etwas größern Mäßigung befleißigen. Auch an den andern Kleinbasler Kirchen wurde nicht viel verändert, außer daß 1531 das Chor von St. Clara einem Bollwerke weichen mußte, und daß man die Klingenthalkirche, sowie die beiden Kapellen des h. Nicolaus und Antonius an der Rheingasse in Speicher und Ställe umbaute.

Auch in der großen Stadt wurde an den kirchlichen Gebäuden wenig umgebaut, nur daß einige wie die Dominikaner- und die Gnadenthalkirche zu weltlichen Zwecken verwendet wurden. St. Alban, St. Ulrich, St. Elisabeth, St. Martin, St. Leonhard, St. Peter, sowie die Barfüßerkirche, blieben für den Gottesdienst bestimmt. Erst 1614 wurde das Schiff der Dominikanerkirche der französischen Gemeinde überlassen, während der Chor auch ferner noch profanen Zwecken sollte vorbehalten bleiben. Aehnlich ging es mit der E. E. Zunft zu Safran gehörigen St. Andreaskapelle auf dem gleichnamigen Platz und der ebenfalls gothischen St. Johanniskapelle bei dem Münster. Ein bischen Culturkampf trieb die hohe Regierung Basels schon im Jahre 1597, als sie den Deutschrittern, welchen nur bei verschlossenen Thüren Abhaltung katholischen Gottesdienstes vergönnt war, den Befehl erteilte, das Thürmchen von ihrer Kapelle zu entfernen, womit die

Verunstaltung dieses an sich nicht werthlosen Gebäudes ihren Anfang nahm.

Eine durchgreifende Aenderung hingegen erfolgte mit der St. Brandolphskapelle am jetzigen Blumenrain, welche in ein Privathaus umgebaut wurde und etwas später mit der Gnadenthalkirche. Da diese keine wichtigen Erbbegräbnisse besaß und zudem haufällig war, so erfolgte im Jahre 1573 der Beschluß des Rathes, sie abzureißen und an ihrer Stelle das neue Kornhaus zu errichten, da das alte auf dem Petersplatz mit dem Zeughaus verbundene und für diesen Zweck bestimmte Gebäude nicht mehr ausreichte. Eine kleinere Umbaute erfuhr auch das Barfüßerkloster, indem 1529 ein Theil der Oekonomiegebäude und der Klostermauer abgetragen und so ein freier, für den Holzmarkt bestimmter Platz erstellt wurde. Auch von den Kapellen, welche sich vor den Thoren befanden, wurden mehrere als überflüssig abgebrochen, so in erster Linie die Heiligkreuzkapelle vor dem Riegenthor, deren Steine wahrscheinlich verwendet wurden zur Ausbesserung der Gewölbe des Barfüßerplatzes, wenigstens berichtet der Karthäuser Chronist zum Jahre 1530: „Dasmal hatt man vor dem thor ein hübsche silch, mit quadratsteinen gebauet, abgebrochen und mit denselben steinen das gewölb und die bruck by den Barfüßern wider gemacht, welches das wasser im nechsten iar davor het zerrissen und am obent, da man dasselb gewelb het usgemacht, in derselben nacht kam das wasser und zerriß grund und boden und furt die stein in den Ryn.“ Ein ähnliches Schicksal erfuhren auch die meisten andern Capellen, welche vor den Thoren standen. War im Ganzen die bauliche Thätigkeit des Staates auf kirchlichem Gebiete eine nur wenig erfreuliche und jedenfalls keine ausgiebige, so werden wir hiefür reichlich entschädigt durch dasjenige, was an profanen Bauten ist geleistet

worden. Den Anfang sollen diejenigen Arbeiten machen, welche zur Vertheidigung der Stadt sind ausgeführt worden; ihnen reißen sich dann an die Schutzbauten gegen die Gewalt des Wassers, die Brücken und die Brunnen.

Die Befestigungen der Stadt, wie sie das XVI. Jahrhundert antrat, stammten zum größern Theil aus einer Zeit, welcher die Gewalt der Kanonen noch unbekannt war. Der Kranz von 40 Thürmen, 42 Wehen und 1199 Zinnen war im Jahre 1398 vollendet worden, und bald darauf wurde auch Klein Basel mit 9 Thürmen, 6 Wehen und 300 Zinnen umgeben. Jedoch genügten diese Werke kaum mehr dem XV. Jahrhundert, und vollends mußten sie als unzureichend erscheinen in einer Zeit, da hauptsächlich durch die Bemühungen des Kaisers Max und seiner Stückgießer die Artillerie so große Fortschritte gemacht hatte. Was vorerst für Basel verlangt wurde, war die Anlage von festen Bollwerken und Wällen, auf welchen Geschütze in größerer Anzahl konnten aufgepflanzt werden. Der Anfang zu der Verbesserung geschah 1531 mit der Erbauung des Bollwerks zu St. Clara und desjenigen an der neuen Vorstadt, des sogenannten Wajenbollwerks. Mit diesen Arbeiten sorgte man nicht nur für das künftige Wohl der Stadt, sondern konnte dadurch auch der augenblicklichen Noth abhelfen, welche gerade damals als Theuerung das Volk drückte „daß der hunger zur selben zit groß war, daß das korn ein firzel fünfthhalb pfund galt . . . ein sack rocken vierthhalb pfund, ein sack kernnen vier gulden; wurden alle tag by zweihundert an der arbeit brucht.“ Um die Mitte des Jahrhunderts begann man mit der Anlage des Bollwerks Dornimaug zu St. Elisabethen, dessen Ausführung hauptsächlich durch die Gefahr beschleunigt wurde, in der sich nach der Schlacht bei Mühlberg und der Gefangennahme

des Kurfürsten von Sachsen die protestantische Partei befand. Auch die Schweizer Reformirten fürchteten von der Uebermacht Kaiser Karls V. das Schlimmste, trug doch derselbe den Eidgenossen ein Bündniß an mit Ausschluß der evangelischen Städte, und durfte es sogar ein kaiserlicher Gesandter wagen, die Aechterklärung des Sebastian Schärtlin von Burtenbach, welcher sich gerade zu Basel als Flüchtling aufhielt, in der Stadt an mehreren Orten anzuschlagen. Auf desselben Schärtlins Rath wurden sodann um diese Zeit die Bollwerke aufgeführt, welche auf beiden Seiten des Steinenthores sich erhoben, auf der südlichen Seite das des Schwertthurms, auf der nördlichen das Wagdenhalsbollwerk, sowie dasjenige am Ende der Fröschgasse, an Stelle des Brunnenmeisters-Thurms. Die Schwesterstadt Straßburg half Basel dadurch aus, daß sie ihre Werkmeister hieher schickte zur Besichtigung und Prüfung der drei kostspieligen Bauten: „item 61  $\text{R}$  haben die Lonhern, werckleut zusampt den werckleuten von Stroßburg und hauptmann Kaltschmiedlin verzert, als sy die bollwerck besichtigt haben.“ Ein vierter Wall, der beim St. Johanthor, kam zu Ende der Sechziger Jahre zur Ausführung, und so kann in seiner 1577 hier erschienenen *Methodus apodemica* Theodor Zwinger rühmen, daß vor wenigen Jahren den Befestigungen der Stadt sechs Bollwerke und ein Wall an passenden Stellen seien hinzugefügt worden. Trotz alledem war damit der Rath noch nicht zufrieden, sondern in den Achtziger Jahren war wieder ernstlich von einer neuen vollständigen Fortifikation die Rede, wobei hauptsächlich auf das Gutachten des berühmten Straßburger Festungsbauers Daniel Specklin abgestellt wurde. Jedoch ist von den Vorschlägen Specklins, welche die Stadt in ungemeine Kosten würden versetzt haben, nichts ausgeführt worden, so daß dann erst, als die Gefahren des dreißigjährigen

Krieges herannahen, man sich auch hier zur Errichtung derjenigen Schanzen entschloß, welche bis auf den heutigen Tag theilweise noch erhalten sind, während die Bollwerke des XVI. Jahrhunderts, das Schwertthurmsbollwerk erst vor wenigen Monaten, unserm gewaltthätigen Zeit- und Baugeist weichen mußten.

Die Stadt konnte übrigens von Glück reden, daß sie damals nicht in den Fall kam, die Stärke ihrer Mauern einem ernstlichen Feinde gegenüber erproben zu müssen. Die Rechnungen des Rathes bringen das ganze Jahrhundert hindurch eine fast ununterbrochene Reihe von Posten, welche für Flickarbeiten an den sehr reparaturbedürftigen Stadtmauern mußten bewilligt werden. Freilich mochten bei den so häufigen Erdbeben, welche die ganze Stadt erschütterten, auch die Befestigungen arg gelitten haben, so fiel beim Erdbeben am 29. November 1610 ein Stück Ringmauer beim Spalenthor ein; allein noch viel bedenklicher kommt uns die Thatsache vor, daß 1551 ein Theil der Mauern beim Kloster Klingenthal von selbst in den Rhein stürzte. Auch an den Stadtgräben mußte fortwährend ausgebeffert werden, und endlich wurde im Jahre 1592 die Mauer an dem Rhein aufgeführt; es war dies um so nöthiger, da der Strom in jener Zeit sein Bett bedeutend veränderte und den Weg, welcher einst von der Rheinbrücke bis zum St. Albanthal führte, und welcher hauptsächlich von den Müllern und ihren Eseln benützt wurde, weggeschwemmt hatte, so daß selbst die Fundamente mehrerer Häuser in Gefahr standen. Weniger Sorgfalt wandte der Rath der innern alten Stadtbefestigung zu, die Gräben wurden den Bürgern zu Gärten, die Thürme, soweit sie noch vorhanden waren, zu weitem Zwecken überlassen. Nur die Schwibbogen forderten noch einigen Unterhalt, da mehrere derselben, wie die Bärenhaut zu St. Alban,

und der Aeschen- und Spalenthurm zu Gefängnissen verwendet wurden, an ersterem wurde übrigens im Jahre 1544 eine eingehende Reparatur, darin bestehend vorgenommen, daß die Spitze desselben nebst dem obern Theil des Thurmes abgebrochen und durch ein neues mit einem Zinnenkranz bekröntes Stockwerk ersetzt wurde. Dieselbe Fürsorge wurde dem St. Johanschwibbogen nicht zu Theil, indem derselbe sowohl eines Daches als überhaupt eines obern Stockwerkes entbehrte und so mehr einer Ruine als einem Stadthore zu vergleichen war. Außer diesen Schwibbogen standen damals noch eine Anzahl kleiner Bogen, so zu St. Alban das Briggenthor, dessen Name allerdings schon zu Zwingers Zeit zu einem Friedenthor popularisirt worden war, ferner der Bogen in der Rittergasse bei der Ulrichskirche und andre mehr. Da von dem Rheinthor anlässlich der Wandmalereien und vom Steinen- oder Heerthor anlässlich der Ueberschwemmungen noch wird die Rede sein, so kann hier füglich die Abhandlung über die Befestigungswerke abgeschlossen werden und es ist nach der oben gegebenen Eintheilung von den Schutzbauten gegen Wassergefahr zu reden.

Wie großen Schwankungen der Rhein und Birsig in Bezug auf ihre Größe ausgesetzt sind, braucht hier nicht besonders angeführt zu werden, und daß es im XVI. Jahrhundert in dieser Hinsicht nicht besser war, mögen einige wenige Beispiele beweisen.

Wir beginnen mit der schon früher berichteten Ueberschwemmung von 1529, welche durch das plötzliche Anschwellen des Birsigs verursacht wurde; da der Fluß sehr viel Holz mit sich trieb, staute er sich zuerst beim Steinenthor, wo er schon 1520 den Bogen und die Stadtmauer eingerissen hatte, und brach dann mit fürchterlicher Gewalt in die Vorstadt hinein,

an den Häusern hinten und vorn große Verheerung anrichtend; im Steinenkloster stand das Wasser neun Fuß hoch, und die ganze untere Stadt wurde zum wahren Venedig; auf Rähnen durchfuhr man die Gerbergasse, die untere Freie Straße, den Korn- und Fischmarkt, und alle Verbindungsgassen bis zum Salzthurm. Im Kaufhaus, wo gerade große Borräthe von Tuch- und Seidenstoff lagen, konnte nur wenig gerettet werden, das Gewölbe wurde gesprengt, ebenso auf dem Markt, wo der Brunnen zerstört, und in der Schol, wo alle Metzgerbänke weggeschwemmt wurden. „Es war erbermglich und grausamlich und erschrocklich zu sehen, daß jederman meint, die welt wolt undergangen sin.“ Das Schrecklichste aber war, daß im folgenden Jahre sich dasselbe Unglück wiederholte, und daß fast alle Bauten, welche unterdessen waren ausgebeßert worden, zum zweiten Male verwüstet wurden. Bei diesem Anlasse wurde auch „das steinin gewafnet mansbild“ vom Kornmarktbrunnen geworfen, daß es zu Stücken gieng. Zum Andenken an diese beiden schrecklichen Tage ließ der Rath jene eherne Tafel auf dem Marktplatz anbringen, an welcher der Halbmond die Höhe von 1530, der untere Rand der Inschrift diejenige von 1529 anzeigt. Aehnliche Ereignisse traten in den Jahren 1553 und 1566 ein, in welch' letzterem Jahre das Salzhaus großen Schaden nahm, und man die Joche der Rheinbrücke mit eisernen Ketten zusammenbinden mußte. 1570 glich dieselbe Brücke einem großen Floße, und 1589 fuhr man um den Fischmarktbrunnen mit Rähnen herum. Daß bei solchen Ereignissen jeweilen die Brücken am meisten litten, liegt auf der Hand, weshalb auch mehr als einmal einzelne Joche der Rheinbrücke mußten erneuert werden. So wird zu dem Jahr 1567 berichtet, daß ein steinernes Joch neu erbaut wurde, und da das Wassererschöpfen allzu große Summen verschlungen hätte,

wurden die Bürger zu Frohndiensten angehalten. Mit rühmlichem Eifer stellte sich eine Zunft nach der andern ein, zuerst am 29. December die vom Schlüssel, und vom Bären, dann die Weinleute und die Krämer. Mit Trommeln und Pfeifen zogen sie zur Arbeit „und ließendt etliche zünst dieser handlung gleich einem fastnachtspiel zu liebe neue fennlin machen, zugen also mit dem schöpfen uff die 3 wochen tag und nacht rit den drummen uff den gassen.“ Was würden wohl die Herren vom Schlüssel und vom Bären dazu gesagt haben, wenn eine ähnliche Anforderung vor drei Jahren beim Bau der Johannerbrücke an sie ergangen wäre. Eine kleinere und viel weniger kostspielige Reparatur kehrte ebenfalls mehrere Male wieder. Ganz wie heutzutage, so sammelte sich schon in jenen Zeiten sofort eine Menge Volkes am Geländer der Brücke, wenn ein Schiff unten durch fuhr, oder junge Leute sich am Baden im Fluß ergöhten; das Geländer bricht, und die Neugierigen stürzen kopfüber in den Strom. Im Jahre 1555 machten vierzig Personen den Sturz mit, von denen fünf ertranken, 1599 fielen elf hinunter, und 1611 ertrank ein junger Badknecht bei demselben Anlasse.

War die Rheinbrücke in ordentlichem Stande, so kam die Reihe an den Birsig. Mehrere Male riß das Wasser den Weber- und den Steinensteg, von denen der erstere nicht mehr existirt, fort, auch die Uebergänge am Thor mußten öfters erneuert werden. Von den Birsigbrücken in der Stadt hielten, weil aus Stein gebaut, besser Stand diejenige beim Steblinsbrunnen oder die Ruttelbrücke und die beim Gesellschaftshaus zum Seufzen an der Brotlaube, welche Zwinger in classischer Uebersetzung den Pons suspiriosus, die Seufzerbrücke, nennt, also auch hier wieder ein Anklang an die Lagunenstadt. 1601 ließ der Rath auch die hölzerne Brücke an der Weißen Gasse

durch eine steinerne ersetzen. Von den Gewölben, welche die meisten Plätze der Stadt trugen, ist schon die Rede gewesen, allein der Curiosität wegen soll hier als Ausspruch Zwinger's angeführt sein, die Stadt sei wegen der vielen Gewölbe „quodammodo subternavigabilis ut olim Roma“.

Besondere Sorgfalt wurde in Basel jeweilen den Brunnen zugewendet. Schon Aeneas Silvius macht auf die schönen Brunnen mit dem reinen süßen Wasser aufmerksam, wodurch Basel nicht einmal durch das Etruscische Viterbo übertroffen werde. Auch Zwinger rühmt die Wasserversorgung der Stadt in reichlichem Maße, aus allen Röhren, besonders bei dem Löchlinbrunnen fließt aqua suavissima und saluberrima. Einiges wird in Röhren hergeleitet, allein das gesündeste und angenehmste entspringt in der Stadt selbst. Und um diesen Schatz recht zu würdigen, wurden denn auch allenthalben vom Staate und von Bürgern die Stellen mit reicher künstlerischer Ausstattung bedacht, wo das herrliche Wasser hervorsprudelt, so daß geradezu diese Bauten den eigentlichen Stolz des alten Basels ausmachen. In der großen Stadt zählte man 23 öffentliche Brunnen und eine unzählige Menge in den Privathäusern. Die meisten dieser Brunnen waren mit Statuen geschmückt, einige derselben gehören geradezu zu den Hauptleistungen der Renaissance in unsern Gegenden. Wohl noch ein Bild aus dem XV. Jahrhundert war wie der St. Urban am Blumenrain und der Jacobus in der Aeschenvorstadt die Brunnenfigur auf dem Münsterplatz, welcher 1503 ein jähes Ende durch Priester und Studenten bereitet wurde. Dieselben hiengen dem Heiligen eine Bütte an, so daß derselbe das Gleichgewicht verlor, herunterfiel, in Stücke ging und einen der Muthwilligen halbtodt schlug.

„Hör auf den zwenzigsten Tag,  
Da der Bauer heuet, als ich sag,  
Und die grobe Nachtrott Unfuhr pflag,  
Der steinern Jörg im Brunnen lag  
Wen's g'lust, die Jahrzahl suchen mag.“

Ein ähnliches, nicht viel besseres Schicksal bereitete, wie schon bemerkt, der Birsig in den Jahren 1529 und 1530 zweimal dem Harnischmann auf dem Kornmarktbrunnen, von dessen Wasser die Sage gieng, es übe dieselbe Wirkung aus wie die Frucht des Lotos, das Vergessen der Heimath. Auch die beiden Amerbache in Paris klagten, als ihnen der Vater anrieth, aus Sparjamkeit Wasser statt Wein zu trinken, „hetten sie den Kornmarktbrunnen, so mechten sie es wohl liden und wer in g'sunder als der win.“ Das Bild des Gewappneten kam übrigens den Rath ziemlich theuer zu stehen. Nach der ersten Zerstörung zahlte man Meister Mathias dem Bildhauer 25  $\text{fl}$  „um den Mann uff dem brunnstocck zu hauen“, wozu noch besondere Auslagen für Dolch, Schwert und Fahne kamen. So ist es auch sehr begreiflich, daß nach der zweiten Zerstörung 1530 man mehrere Jahre wartete, bis auch ein neues Standbild auf den Brunnen gestellt wurde. Der Rath hatte zunächst Anderes zu thun, als Statuen zu errichten, in einer Zeit, da der Bürgerkrieg in der Eidgenossenschaft ausgebrochen war, und auch Basel nach dessen unglücklichem Ausgang durch die Schlachten bei Kappel und auf dem Gubel eine beträchtliche Summe als Kriegsentanschädigung an die katholischen Orte bezahlen mußte. Erst in der Rechnung von 1546/47 erscheinen 17  $\text{fl}$  10  $\text{sch}$ , welche der Rath „Meister Hansjen Tobeller dem Tischmacher von dem wapner uff dem Kornmarktbrunnen zu hawen“ ausbezahlte. Mit Freuden betrachtet gewiß jeder rechte Basler die trutzige und struppige Steinfigur mit Dolch, Schwert, Schild

und Hellebarde; das Postament, auf dem der Krieger steht, ist reich verziert und an dem Stock hängen drei Schilde mit dem Wahrzeichen der Stadt. Kein Wunder ist es, daß die Sage diesen Liebling der untern Stadt zum Hemann Seevogel erhoben hat; denn für eine solche Gestalt, an welcher Hunderte täglich vorbeigehen, konnte man keinen bessern Namen finden, als denjenigen des Helden von St. Jacob. Noch mehr dem Geschmacke der Renaissance huldigen der Spalen-, der Rebhausbrunnen und der kleine Fischmarktbrunnen, sowie derjenige, welcher früher am Burghof zu St. Alban stand, derjenige an der Claramatte und endlich der Augustinerbrunnen. Leider sind wir urkundlich über diese Bauten nur sehr spärlich unterrichtet, und gerade über den schönsten derselben gebricht es uns bis dahin an jeglicher historischen Notiz. Dieser letztere Brunnen mit dem Bauerntanz, wohl auch Holbeinsbrunnen genannt, stand früher innerhalb des Spalenschwibbogens. Seine bekrönende Statue geht auf Albrecht Dürer, der in Relief behandelte Bauerntanz auf Holbein zurück. Am Brunnstock wurde bei der Versetzung in die Vorstadt wohl Manches modernisirt. Auch Lübke weiß in seiner zweiten Auflage nicht viel Neues darüber zu sagen, er hält ihn für den elegantesten von ganz Deutschland und für mustergiltig in Form und Decoration. An die gothische Epoche erinnern die Capitäle des untersten Theiles, über denselben erhebt sich der Fries mit dem Bauerntanz, einem sehr beliebten Thema des XVI. Jahrhunderts, welches sich in Basel einer besondern Berühmtheit erfreute, seitdem Holbein die Fassade des Hauses zum Tanz mit einem solchen geschmückt hatte. Ueber dem Bauerntanz kommt, vermittelt durch einen Wulst, ein Glied des Stockes zu stehen, welches durch ein Ornament mit Thierschädeln belebt wird, worauf dann eine mit Palmetten, Gewinden und Masken versehene, geschwungene Säule sich er-

hebt. Diese trägt das corinthische Capital mit dem Dürer'schen Dudelsackpfeifer. Eine Notiz der Jahresrechnung von 1546/47, wonach dem Beltin Gessler dem Steinmetzen 125  $\text{fl}$  für den Brunnen in der Spalenvorstadt ausbezahlt werden sollen, scheint sich eher auf ein anderes Werk zu beziehen als auf unser berühmtes Monument.

Noch schlimmer steht es mit unsern Kenntnissen in Bezug auf den Rebhausbrunnen, derselbe soll früher beim Richthaus gestanden haben, dann verjetzt und mit dem kleinen Löwen versehen worden sein. Vor einem Jahre sodann wurde der Brunnen copirt und dabei auch die Bekrönung mehr in Einklang mit dem Stocke gebracht. Originell sind an diesem Werke die Nischen mit den muscicirenden weiblichen Gestalten, ferner das bekrönende Capital, an welchem drei kanernde Gestalten angebracht sind, deren Arme in Voluten auslaufen. Auch die geschwungene Säule mit den Kanneluren ist hier eigenthümlich gebildet, die Einschnitte der letztern erinnern lebhaft an die geschlitzte Kleidung der damaligen Zeit. Darüber schlingt sich um das Ganze ein fein gebildetes zartes Blumengewinde.

Nahe verwandt mit dem Rebhausbrunnen ist der Augustinerbrunnen, freilich hat sich hier der Künstler einer größeren Einfachheit wohl aus ökonomischen Gründen beflissen, allein das Elegante und Harmonische kommt trotzdem zu seiner vollen Geltung.

Einer etwas späteren Zeit hingegen mögen der St. Alban- und der kleine Fischmarktbrunnen angehören, hier kommen schon Formen zum Vorschein, welche entschieden dem ausgehenden Jahrhundert zuzuweisen sind. Bemerkenswerth ist schon der Umstand, daß der Unterbau bei beiden quadratisch behandelt ist, und daß sich aus demselben die runde, hier schon viel straffer gegebene Säule unharmonisch entwickelt. Das Detail

wird einerseits mässig, andererseits arm. Große Masken, stark hervortretende Widderhörner und ein ziemlich grob behandeltes vegetabilisches Ornament künden den vor der Thüre stehenden Barock an. Natürlich sind alle diese Ausstellungen nur sehr relative Aeusserungen, erhoben einzig und allein im Vergleich mit dem Spalenbrunnen. Und vollständig wird beim Fischmarktbrunnen der kleine Neptun mit seinem Bierzack und dem Meergethier auch den kritischen Beobachter versöhnen. Zudem fielen es mir am allerwenigsten ein, einem Baustile wie dem Barock, dessen Hauptstärke eben nicht in solchen kleinen Monumenten liegt, auf so wohlfeile Weise eines anzuhängen. Von den übrigen Brunnen, von denen noch eine Anzahl im Laufe des XVI. Jahrhunderts neu sind errichtet, später wieder verändert und umgebaut worden, wie der Brunnen auf dem Petersplatz von 1539, der bei der Krone von 1572, der Spitalbrunnen von 1585 und der Brunnen an der Rheingasse von 1569, soll hier weiter nicht die Rede sein, sondern ich möchte dieses Capitel mit dem schönen Spruche abschließen, welchen Felix Plater dem vor seinem Hause zum Samson stehenden Brunnen im Jahre 1576 bei dessen Erneuerung hat aufschreiben lassen:

Vom Brunn springt uns das Wasser kalt,  
 Damit Gott Leut und Vieh erhalt.  
 Was brauch mehr dann die starken Trank,  
 Sag um die Gab Gott Lob und Dank.  
 Christus hat uns ein Wasser geben,  
 Wer davon trinkt, wird ewig leben.  
 Sein göttlichs Wort, das saß und lehr,  
 So wird dich dürsten nimmermehr.

